

# Die neue Welt

Nr. 37

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## — fernes Feuer. —

Auf fernem Berg, von einem grauen Schleier  
Aus Rauch und Nebeldunst umhüllt,  
Brennt roth ein hohes, flammenhelles Feuer,  
Ein wundergrosses Sonnenbild.  
Es ragt empor von seinem dunklen Grunde  
Pfadweisend, in erhab'ner Pracht,  
Und wirft den Wanderern zu jeder Stunde  
Lichtstrahlen in die Nacht.

Sie zieh'n beladen durch des Lebens Wüste  
Mühselig, ein gequälter Hauf,  
Und jeder Tag, der sie am Morgen grüsste,  
Legt neue Lasten zu den alten auf.  
Krumm wird der Rücken und die Kniee wanken,  
Tief gräbt der Sorge Spur sich in's Gesicht —  
Und doch im Hirn den schaffenden Gedanken,  
Und doch ein Muth, der um Erlösung sicht!

Das ist kein Gang auf weichen Rasenbeeten,  
Kein glatter Weg im parkettirten Saal,  
Das ist ein Pfad in Hinderniss und Nöthen,  
Und höchster Orden ist das Narbenmal.  
Hier harren Mühsal, Spott und tausend Wunden,  
Hass und Verachtung, Bitterniss und Groll,  
Hier heischet Opfer jegliche der Stunden  
Und jeder Schritt, er fordert seinen Zoll.

Siehst du ringsum die Todtenschädel bleichen?  
Verstreut wie Spreu das trockene Gebein:  
Allüberall des Todes stumme Zeichen  
Und wunde Lippen, die um Wasser schrei'n.  
Hörst du die Flüche nicht und leises Beten,  
Die Seufzer nicht, wo just ein Herz erlag?  
Der nicht ein Leben in den Staub getreten,  
Er war noch nie: ein solcher Friedenstag.

Wer säumt darum? Der fiel, ist nicht zu tragen;  
Am Wege bleibt, wer seine Kraft verlor,  
Und auch die bitterste der bitteren Klagen  
Hilft die Gefallenen nicht mehr empor.  
Du magst im Herzen blut'ge Thränen weinen,  
Weil so viel Leben vor der Zeit zerbricht —  
Um dort zu landen, wo die Strahlen scheinen,  
Hilft nur die hoffnungsstarke Zuversicht.

Vorüber geht's — vorbei. Zu hartem Willen  
Verdichtet sich das Leid und wird zur That,  
Nicht Einer ist, dem nicht ein Mass zu füllen  
Sein fordernd Schicksal aufgegeben hat.  
Aus vielen Tropfen kann ein Strömen werden,  
Ein felszertrümmernd, allgewalt'ges Meer —  
So ziehe nicht allein mit den Beschwerden,  
Ein hoffnungsloser Wanderer, daher.

Siehst du die Flammen dort? . . . Es geht ein Sagen  
Prophetisch, mutherweckend durch die Schaar:  
„Dort, an dem Berge, wo die Gipfel ragen,  
Stirbt unsers Lebens Sorge und Gefahr.  
Dort, über'm dunstumbüllten Felsenrücken  
Wird uns're Last wie taubes Stroh verbrannt,  
Dort wandern wir auf weitgeschwung'nen Brücken  
Befreit und fröhlich in ein Sonnenland.“ . . .

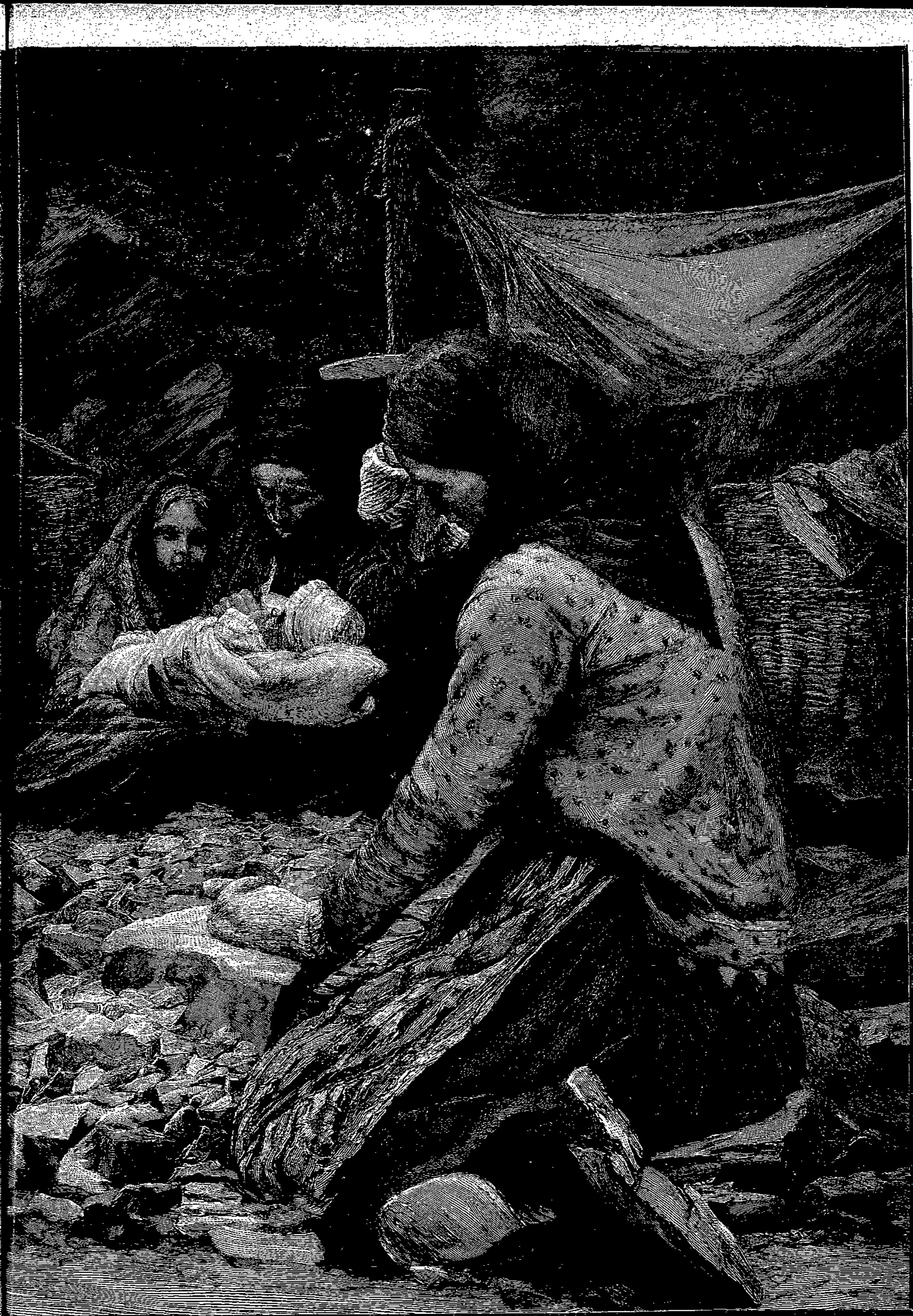
So ziehen sie dahin auf heissen Sohlen  
In wüstenweiter, harter Pilgerfahrt,  
Umdrängt von Nöthen dreist und unverstohlen  
Des rauhen Augenblicks, der Gegenwart.  
Fern aber flammt von seinem dunklen Grunde  
Pfadweisend auf des Feuers Pracht  
Und wirft den Wanderern zu jeder Stunde  
Lichtstrahlen in die Nacht.

Ernst Preczang.









An der Landstrasse.

Nach einem Gemälde von Adolf Mänchen.

wollten? Auch diese schärfere Tonart fand ihre Vertreter, es geschah das aber zunächst nur im Privatgespräch, und man war sich noch nicht schlüssig darüber geworden, was geschehen sollte und geschehen könne, als der Vorstand selber dem Fasse den Boden ausschlug. Er theilte nämlich nach einiger Zeit mit, daß er ein Glückwunsch-Telegramm an Bismarck abgehandelt habe, im Anschluß an den so begeistert aufgenommenen Trinkspruch, und daß der Verein damit sicherlich einverstanden sein werde. Das war verdammt geschickt, aber doch herzlich dünn gewesen, denn nun sprach der Unmuth in ziemlich derber Weise durch, und als sich einzelne Mitglieder das Wort erbaten, um nicht gegen das Telegramm, aber gegen die Ablehnung desselben ohne vorherige Befragung der Versammlung, zu protestiren, dasselbe aber nicht erhalten, kam es zu gereizten privaten Auseinandersetzungen und beinahe zur Sprengung des Kommerces. Die Opposition gab zu, daß sie bei einer Abstimmung wohl in der Minorität geblieben wäre, da der jüngere Theil der Mitgliedschaft noch im vollen Kriegesrausch lehte und webte und zudem mit dem Verein noch nicht hinlänglich verwachsen war, um seine Traditionen zu kennen und nach Verdienst zu würdigen, aber sie wollte festgestellt wissen, daß die Aelteren anders dachten und nicht gesonnen waren, sich die Einführung des Antelegraphirens hochgestellter Persönlichkeiten so ohne Weiteres gefallen zu lassen. Da man ihr aber jede Möglichkeit nahm, diesen Widerspruch festzustellen, blieb ihr wohl nichts weiter übrig, als sich in corpore nach dem Telegraphenbureau zu verfügen und mit Nennung der Namen an Bismarck zu telegraphiren, daß das erste Telegramm ohne Genehmigung und ohne vorherige Befragung der Versammlung abgegangen sei.

Dieser etwas harte Schritt wirkte natürlich ziemlich viel Staub auf; die Presse fiel wüthend über die Opposition her und auch im Verein hatte die Affäre noch ein kleines Nachspiel. Man gab zwar der Opposition nicht Recht, aber man war doch hinlänglich

schweigend zurück. Durch diesen Vorfall kam ich in nähere Berührung mit einem Mitgliede des Vorstandes, das den Charakter der Opposition theilte. Der Mann war früher Bevollmächtigter des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins gewesen, hatte sich dann so ziemlich vom politischen Leben zurückgezogen, war aber ein Anhänger der Eisenacher geworden und unterhielt allerlei private Beziehungen zu den Führern derselben. So konnte es denn nicht Wunder nehmen, daß er mir einmal die Frage vorlegte, ob es mich nicht interessieren würde, die persönliche Bekanntschaft Wilh. Liebknecht's zu machen. Ich habe, da ich mich immer für politische Dinge interessiert habe, selbstverständlich bejaht, denn den Mann konnte ich lernen, dessen Rede mich so gereizt hatte, interessirte mich in hohem Grade und ich war durch meinen väterlichen Freund, den Prof. Müller, dessen kleines Haus in Rudow von Führern oder Partisanen, von Besäßen wie v. Kallmrodt, dem begabtesten und überlegensten Führer des Zeitraums, von österreichischen wie preussischen und kleinstaatlichen Geheimräthen umgeben, längst daran gewöhnt, Niemanden seiner Meinungen wegen als geschäftlich unmöglich anzusehen, und hielt es für das Nützlichste, ihre Ansichten möglichst aus ihrem eigenen Munde kennen zu lernen.

So wurde ich denn eines Abends von diesem Untergangenen nach Liebknecht's Wohnung in der Hauptstraße geführt. Er wohnte hier dicht neben dem Polizeidirektor Müller, ich glaube sogar in einem Hause, das hier gebaut und später verkauft hatte, obwohl ich dessen nicht ganz sicher bin. Liebknecht empfing mich in seinem Arbeitszimmer ohne alle Zeremonien und bot mir, da ich wollte, eine Zigarre an, die ich nicht annehmen konnte, sehr gut zu finden. Es war dies, wie ich später erfuhr, der einzige Mann, den er sich erlaubte. So ist natürlich seine Gewohnheit nicht waren und so gleichgültig er in Fragen der Bewegung war, mit Altem nachschauend und die Hoffung eines armen wohlhabenden Reiches nicht anzunehmen, sondern aus Ueberzeugung völlig theilhaft, in Bezug auf Parteien war er heikel und verzichtete

lieber ganz auf das Rauchen, als daß er eine schlechte oder nur gewöhnliche Zigarre in den Mund genommen hätte. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihn oftmals einer von den berühmten Glimmstengeln angeboten ward, die der Volkswitz als „Stöcker'scher Deckblatt und Thonbergstrafenhäuser Einlage“ bezeichnete (beides Drischaffen, auf deren Fluren noch in meiner Knabenzeit fleißig eine böse Sorte gebaut war, weshalb Stöckerig früher auch von sehr vielen Zigarrenarbeitern bewohnt war) und es war dann immer höchst drollig, zu sehen, mit wie kritisch zweifelhaftem Blick er die Dargebotene musterte, um sie nachher stillschweigend in sein Gehir zu stecken und sie bei nächster Gelegenheit zu verschlucken. Ueberaus charakteristisch in Bezug auf die Ansprüche an die alltägliche Kost war ein Meinungsanstausch, der später einmal zwischen den drei Helden des Leipziger Hochberraths-Prozesses, also zwischen Hepner, Debel und Liebknecht, in meinem Beisein im Schriftsteller-Verein stattfand. Es war von der Gefängnißkost die Rede und der kleine Hepner konnte sich in Schmähungen dieses nach seiner Ansicht abschließlichen Futters nicht genug thun. Er beschrieb dasselbe, nicht ohne leichte Uebertreibung, aber mit viel Witz und Sarkasmus, als einfach menschenunwürdig, bis sich Debel in's Gespräch mischte und vermittelnd meinte: „Na, im Hotel ist man ja besser, das ist keine Frage, aber so erbärmlich, wie Sie sagen, ist die Kost nicht und auch ganz gesund und nahrhaft, was ich ja genügend ausprobirt habe. Wenn man nicht verwöhnt ist, kann man sich die Sache zur Noth gefallen lassen — man kommt nicht um dabei.“ Und als Hepner weiter eiferte, führte Liebknecht schwers Geschütz auf und erklärte auf's Allerentschiedenste: „Die Kost ist sogar tabellos; ich habe nicht das Mindeste an ihr anzusetzen und wünsche mir mein Lebenlang keine andere.“ Es folgte dann eine Lobrede, die wir Alle nicht ohne inneren Zweifel anhörten, die aber sicherlich der reinste Ausdruck einer felsenfesten Ueberzeugung war. So verhielten sich die Ansichten und zu solchem Spottmanierismus kann das Mühlsteinrad die harten tapferen Kainenen erziehen.

Das Liebknecht an jenem Abend in der Stille seines Studierzimmers mit einem jungen Menschen von sechsundzwanzig Jahren gesprochen hat, kann die Welt nicht interessieren; ich würde auch, da wir über alles Erdenkliche gesprochen haben, in Verlegenheit kommen, wenn ich diese Unterredung auch nur oberflächlich skizziren wollte. Schließlich fragte mich Liebknecht, ob wir nicht drüber in der „Ver einsbrannerei“ noch ein Glas Bier mit ihm trinken wollten, und als wir bereitwilligst darauf eingingen, sagte er seiner im Nebenzimmer arbeitenden Tochter, der späteren Frau Geijer, mit der er in Erinnerung der Londoner Zeit englisch sprach: „Take the lamp and light us out!“ (Nimm die Lampe und leuchte uns hinaus.) Dies geschah denn auch und halb saßen wir in der Branerei, wo auch der Herr Polizeidirektor seinen Stammtisch hatte. Man nahm freilich keine Notiz von einander, aber der Eine fühlte sich auch durch den Anderen nicht genirt und Müller fand es jedenfalls nicht herausfordernd, daß der Führer der Sozial-Demokratie dasselbe Lokal frequentirte, wie er, da es für Beide das nächste und das bequemste gelegene war. Müller war eben keine Polizeistatur und konnte den alten Achimandierziger nie verleugnen. Er verstand es auch, gegen seine alten Freunde und Parteigenossen, ja selbst gegen ihre Familie in pietätvollem Gedenken aller Zeiten persönlich einen Pflock zurück zu stecken. Einer meiner Brüder, ein junger Mensch, der noch nicht gelernt hatte, Maß zu halten, war während einer Wahlperiode in einem Artikel ausfällig gegen ihn geworden, und er hatte Strafantrag gestellt, als er indessen in Erfahrung brachte, daß der Verfasser ein Sohn meines Vaters, des einzigen Parteigenossen und persönlichen Freundes sei, zog er den Antrag sofort zurück, und das hat mich damals schon gefreut, weil er äußerlich ein wortkarger, kühner und beinahe menschenfeindlich aussehender Mann war, vor dem man sich zur Noth hätte fürchten können.

Von den Aeußerungen jenes Abends ist mir be-

sonders eine im Gedächtniß haften geblieben, die ich ungemein charakteristisch fand. Liebknecht meinte nämlich, was der Partei vor Allen fehle, sei ein Dichter, und als ich hoch aufhorchte und betante, daß mir jeder Organistator, jeder gute Sprecher, jeder schneidige Leitartikler wichtiger scheine, als der sprachgewandteste Versifier, meinte er: „Das ist ganz falsch; auf das begeisterungsfähige und von Masirtheit und Sceptizismus freie Volk wirkt man immer noch am Sichersten und Nachhaltigsten durch echte Poesie, und wenn ich einen Dichter wüßte, der uns einen Herwegh oder Freiligrath zu ersetzen vermüchte, so würde ich ihn nothfalls mit meinen eigenen Fingern aus der Erde graben, selbst wenn mir das Blut unter den Nägeln vorquillt.“ Er bekannte sich dazu, selber keinen genießbaren Vers fertig zu bringen, aber den Zauber der Form tief zu empfinden; man brauche nur die eine Strophe des Ahland'schen Frühlingsgedichtes:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag,  
Das Blühen will nicht enden,  
Es blüht das fernste, tiefste Thal.  
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!  
Nun muß sich Alles, Alles wenden!

sich vorzusprechen, um zu fühlen, daß darin mehr liege, als in so manchem, an sich ganz trefflichen, prosaischen Leitartikel. Ich war nicht überzeugt, ordnete mich indessen der höheren Einsicht des erfahrenen Mannes bescheidenlich unter und habe später die Erfahrung zu machen gehabt, daß diese Ansicht auch von dem Stolz der Volkspartei, Guido Weiß, auf's Entschiedenste getheilt wurde. Ich habe denselben, als er wegen einer angeblich in seiner „Wage“ verübten Gotteslästerung während der kurzen Regierungsführung des Kronprinzen (späteren Kaisers) Friedrich in die Magdeburger Kasernatten wandern mußte, nach einer vorausgegangenen kurzen Korrespondenz in der Post besucht, und während eines vom Hunderten in's Tausendste springenden Gespräches bekannte auch er sich zu der Ueberzeugung, daß der naiven Volksseele auf absehbare Zeit hinaus am Besten und Sichersten durch gute Poesie Beizutommen sei; dem Volke erscheine eine in das Gewand der Form gehüllte Wahrheit höher und heiliger, als eine in der Sprache des Alltags vorgebrachte. Wenn man den Abstand ermisst, der zwischen Liebknecht und Weiß besteht, muß diese Uebereinstimmung wohl nachdenklich stimmen. Liebknecht war zweifellos der Enthusiastischere von Beiden, aber eine Ansicht, die sowohl der „alte Soldat“ der Sozial-Demokratie als der kluge Formbeherrschere aus der Schule Johann Jacoby's sich unabhängig von einander gebildet haben, verdient sicher die Beachtung eines Jeden, der sich vorgenommen hat, auf die Massen zu wirken. Auch Guido Weiß war ja kein Dichter, so wenig wie Börne, Jacoby und Möhring, aber er verstand etwas von der Sache; hat ihn doch beim Eingehen seiner „Wage“ selbst die „Gartenlaube“ das Zeugniß ausstellen müssen, daß er zur Zeit der glänzendsten Vertreter der deutschen Journalistik sei.

Ich habe Liebknecht später noch oft gesehen, gehört und gesprochen — in Volksversammlungen im Reichstag, in seinem Redaktionszimmer, auf neutralen Boden, in der Kneipe und in Familien, ja selbst in Huberstasburg, wo er sich außerordentlich wohl fühlte und die Pflege des ihm überwiesenen Stüdes Gartenland mit Passion betrieb, aber diese Erinnerungen würden den Rahmen eines Feuilletons weit überschreiten und eine Broschüre erfordern. Ich habe eben nur erzählen wollen, wie der Heimgegangene auf einen begeisterungsfähigen, vorurtheilslosen und von Freiheitsgedanken erfüllten jungen Mann wirkte und wie willig und ohne alle propagandistischen Absichten der Erfahrene und Geprüfte sich auch zu solchen Werdbenden herabließ und auf dem Fuße der Gleichheit mit ihnen zu verkehren verstand, wenn er nur die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man es ehrlich meine und kein Feind des Volkes sei, dessen Emanzipation, dessen Befreiung von allen Fesseln er zur Aufgabe seines ganzen Lebens gemacht hatte. —

## Zwei Wohltäter.

Von Lucien Descaves. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

### I. Jules-Simone.

Madame Simone Gaubourdin, die Gattin des bekannten Banquiers, ist eine der innermüthlichsten Wohltäterinnen. Ihre Freigebigkeit liefert den Zeitungen jahraus, jahrein für mehrere tausend Zeilen Stoff. Ein bekannter Journalist parodierte jüngst, als er von ihr sprach, den berühmten Ausspruch: „Höre auf zu geben, aber ich höre auf zu schreiben!“

Aber weder er noch sie haben aufgehört.

Madame Simone Gaubourdin hat bei allen Stiftungen und Veranstaltungen eine offene Hand. Das heißt, sie bestellt — Parbon, sie bittet für Alle und nimmt mit der größten Bereitwilligkeit die verschiedenen Präsidenschaften an, die ihr angetragen werden. Deshalb hat man sie auch nach dem vor einigen Jahren verstorbenen Philanthropen Jules Simon „Madame Jules-Simone“ genannt.

Jedoch darauf beschränkt sich ihre Ähnlichkeit mit Jules Simon nicht. Wenn Madame Gaubourdin schreibt, würde sie ihre Werke wie er: „Die Arbeit“, „Die Pflicht“, „Die Schule“ und so weiter nennen. Aber sie schreibt nicht, sie modelliert und malt nur, und ihre Bilder und Gemälde tragen die Titel: „Der kleine Bagabund“, „Ein Moses“, „Das Mitleid mit den armen Waisen“ und „Der letzte Bissen“. Das letzte ist durch die Reproduktion in illustrierten Zeitungen populär geworden und stellt eine Familie dar, die wehmüthigen Auges ein Stück Brot betrachtet. Es ist der menschenfreundlichen Kunst nicht verboten, Geist zu haben, und Jules-Simone hat Geist.

Trotzdem zählt ihr Stand auf den Wohltätigkeitsbazar gerade nicht zu denen, die man stürmisch belagert. Das kommt daher, weil Madame Gaubourdin, die nicht mehr jung ist, nie hübsch gewesen ist. Sie hat das respectable Aussehen eines alten Klüfters, und ein Phrenologe würde mit Recht behaupten können, Madame Gaubourdin besitze den „Höcker“ der Wohltätigkeit. Diesen Höcker hat sie sich jedenfalls zugezogen, als sie eines Tages vor Langerweile mit dem Kopf gegen die prächtigen Mauern ihres Hotels in den Champs-Élysées rannte.

„Mein Leben hat einen Zweck“, sagte sie gern, aber sie irrte sich. Ihr Leben hat nur eine Zerstreuung; doch diese Zerstreuung genügt, um ihr Dasein — wenigstens seit fünf Jahren — auszufüllen. Denn zuerst hat es Jules-Simone an Initiative fehlen lassen; sie hat ihren Namen nicht gleich an die Spitze jener bedeutenden Stiftungen gesetzt, die den Frauen der guten Gesellschaft dieselben Befriedigungen verschaffen, wie sie etwa ein Großgrundbesitzer in den Erfolgen seines Rennstalls findet. Madame Gaubourdin tröstet sich heute mit dem Gedanken, daß das eine notwendige Beirzeit war, und daß sie sich in der „Stiftung für alte bedürftige Dienstboten“ und in der „Unterstützungskasse für öffentliche Unglücksfälle“ ihre Sporen als Wohltäterin verdient hat, bevor sie sich für eine persönliche Schöpfung begeisterte. Dieser Schöpfung, die den schönen Titel „Die Zuflucht verwahrloster Kinder“ führt, hat sie ihre ganze Zeit und ihre ganze Thätigkeit gewidmet.

Der Gedanke der Madame Gaubourdin muß unabweisbar als glücklich bezeichnet werden, es war wirklich wieder einmal einem dringenden Bedürfnis abgeholfen. Deshalb strömten auch die Beiträge von allen Seiten herbei, und die Opfer, die sich Madame Gaubourdin zur Verwirklichung ihres Projekts selbst hatte anferlegen wollen, wurden dadurch erheblich verringert. Ihre Freundinnen waren ihr sogar dankbar dafür, daß sie die Ehre nicht für sich allein behielt, sondern sie an den Freunden und Wonten theilnehmen ließ, die sie entdeckt hatte, und von denen sie bis dahin noch gar keine Ahnung hatten.

Sich für unglückliche, kranke und verlassene Kinder begeistern, das ist schon eine sehr beneidens-

würdige Aufgabe; aber sein Streben auf eine Kategorie doppelt enterbter Wesen zu beschränken, deren Glend durch die Sittenlosigkeit noch verschlimmert wird, das ist geradezu eine geniale Idee!

Die Gründerinnen der „Zuflucht der verwahrlosten Kinder“ können also bei ihren „Five o'clock“-Unterhaltungen oder bei den großen Dinners, bei denen die soziale Frage gestreift wird — um im Tone eines Parlamentsredners zu sprechen — mit Fug und Recht erklären, „daß sie jeden Tag in die Niederungen des Volkseleuds hinuntersteigen“. Sie steigen in aller Sicherheit hinunter, wie Touristen unter Führung eines erprobten Ingenieurs in ein Bergwerk steigen; sie steigen hinunter, um bei der Auffahrt die frische Luft, das herrliche Licht, die lustige Flucht der Wolken durch den unbegrenzten Raum desto höher schätzen zu können; und die Statistik ist für sie ein Zeitvertreib wie jeder andere.

Von seinen ursprünglichen Mitteln hat die Stiftung in Bangirard, in der Nähe der Befestigungswerke, ein Haus gekauft, dessen Parterre und erster Stock entsprechend in Schlaf- und Arbeitsräume für die kleinen Mädchen umgewandelt sind, die von schuftigen Ausbeutern Abends in die Cafés und Kneipen geschickt werden, um dort zu singen und Blumen, Bilder und alles Mögliche anzubieten.

Diese Mädchen, deren Eltern verschwunden oder gestorben sind oder im Gefängnis sitzen, fängt Madame Gaubourdin ab, wenn sie aus Saint-Lazare oder der Conciergerie\* kommen, läßt ihnen eine starke religiöse und moralische Erziehung geben und sie gleichzeitig in einem Beruf unterrichten, die ihrer moralischen Neugeburt erst das richtige Relief verleiht. Die Ausführung dieses wunderbaren Programms liefert den Comiteedamen den Vorwand zu öffentlichen Sitzungen, die an Ueberraschungen und Enthüllungen reich sind; es ist gleichsam ein endloses Feuilletou, dessen Interesse sich nie erschöpft, denn stets heißt es „Fortsetzung folgt“.

Die kleinen Mädchen werden vor ihrer „Sittlichmachung“ Madame Gaubourdin vorgeführt, die sie selbst verhört, um aus ihrem eigenen Munde den Bericht ihres Unglücks und ihrer Leiden zu vernahmen. Alles entzückt, verwundert, bewegt die schönen Zuhörerinnen und ihre Präsidentin: Die Frühreise einzelner Mädchen, ihre gemeinen Geständnisse, ihre Blüten, ihre Laster, ihre Ausdrucksweise, und mit köstlichem Behagen schaudert man ob der Schlaueit und Verschlagenheit, die hinter den reinen Gesichtern, den unschuldigen Augen und den zarten Gestalten zu Tage tritt.

Das sind untergeklärte Nachmittage! „Wahrhaftig unglaublich, daß man so etwas nicht weiß“, sagen die Damen, während ein Stenograph, der das Amt eines Schriftführers ausübt, die Aussagen notirt, und sie dann in besondere Büchlein einträgt. Doch das ist nicht mehr das Wahre, es fehlt das Frische, das Ursprüngliche, und Madame Gaubourdin mag diese Bücher noch so oft als gedrängte Auszüge des Glends und der Verderbtheit zirkulieren lassen, wie englische Salze, die den Eifer der Versammlung nicht bewohnenden Mitglieder aufstacheln sollen, sie hat ganz Recht, wenn sie sagt: „Sie glauben gar nicht, meine Liebe, was sie am letzten Donnerstag versäumt haben!“

Einmal im Monat besucht Madame Gaubourdin das Haus in Bangirard. Doch hier erwarten sie in der Regel Enttäuschungen. Bald hat ein kleines Mitglied die Wachsamkeit der Aufseher getäuscht und ist vom Heimweg nach der Straße gepackt, ausgerückt; bald handelt es sich um eine Auffällige, deren fortwährende Widersegligkeit ein gefährliches Beispiel für ihre Genossinnen bildet; bald ist ein Schlingel, den man außer dem Hause in die Lehre gebracht, nicht wiedergekommen... nie hat das Wohl mehr als zehn Bewohnerinnen zu gleicher Zeit aufzuweisen gehabt. Doch die Qualität ersetzt die

Quantität, und der — wirkliche oder erhoffte — Gehorsam der Zurückgebliebenen tröstet sie für den Lndank der Anderen.

Nein, wirklich, der Lohn bleibt ihr nicht vor-enthalten. Erstens findet Madame Gaubourdin in ihren Schützlingen fügsame Modelle, die sie so aus erster Hand bei der Gruppierung ihrer Bilder und der Bethätigung ihres Dilettantismus benutzen kann. Dann hat die vortreffliche Frau auf einem von ihrem Lehrer, einem berühmten Maler, gezeichneten Fächer die gelungenen Unterschriften der Mädchen gesammelt, deren Vorsehung sie geworden, unter denen sich auch hier und da ein liebevolles Dankeswort befindet. Diesen Wohltätigkeitsfächer nimmt sie überall mit, auf die Soirées, die sie giebt, auf den Ball und in's Theater; sie erquickt an seinen Aufzeichnungen sich — und Andere.

Doch die Unterhaltung der Stiftung ist ziemlich kostspielig. Man muß die Vorsteherin, die Wittve eines höheren Offiziers, bezahlen, die Aufseherin, die Lehrerin, den Dekonom, die Krankenwärterin, den Koch usw. Dieses Personal ist zahlreicher und kostet dreimal mehr, als die Schützlinge, zu deren Besten es verwendet wird. Da werden denn Lotterien, Tombolas, Bazare veranstaltet, bei denen die Gemälde der Präsidentin als freiwillige Gabe figuriren; auch läßt man auf dem Wege der Presse einen feurigen Appell an milde Herzen ergehen.

Madame Gaubourdin denkt in diesem Jahre einen großen Ball zum Besten ihrer Stiftung zu arrangiren. Es wird ein Kottillon einstudirt, in welchem die kleinen Gefallenen, die man bis dahin mit jedem Preis zurückhalten wird, in einer koketten, nach den Angaben ihrer Wohltäterin gearbeiteten Uniform erscheinen werden.

Der einzige Lohn, nach dem die edle Wohltäterin strebt, ist das Gedeihen der Stiftung; wenn sie nebenbei das Kreuz der Ehrenlegion bekommt, wird sie auch nicht gerade böse sein und — sie wird es bekommen.

### II. Das Hühnerauge.

Ein anderer, ebenso bedeutender Wohltäter ist der Baron von Insprud.

Man rühmt seine Großmuth und Freigebigkeit, die von den verschiedenen Krachs, in denen er seit 25 Jahren vielleicht 100 Millionen zusammen-gescharrt hat, angeregt wurde.

Jedes Regime hat seine traurigen oder glorreichen Daten. Eine ganz bedeutende Stellung gebührt hierbei den militärischen Unternehmungen, die sich aus Feldzügen, Eroberungen, Annexionen, Schlachten, Kapitulationen und Friedensverhandlungen zusammensetzen.

Die allgemeine Geschichte der dritten Republik ist an denkwürdigen Kriegsthaten arm, kaum aber dafür in ihre Annalen die Namen der großen Kämpfe einschreiben, die sich die mächtigen Finanziers schon seit Jahrzehnten liefern. Es geht mit gewissen Gesellschaften mit bescheidenem Kapital und noch bescheidenerem Titel wie mit jenen Dörfern und Flecken, die lange Zeit unbekannt geblieben sind, und die bei Gelegenheit eines Unglücks oder irgend einer Katastrophe erst berühmt geworden sind. Deshalb hat auch der Zusammenbruch solcher Gesellschaften oft das Aussehen einer verlorenen Schlacht erregt und zuweilen die Folgen eines blutigen Konfliktes gezeitigt. Doch die Ruinen zu zählen, hieße nur nachher die Todten oder Verwundeten wieder zählen. Das Resultat wird nicht anders; die Menschen brauchen nur andere Mittel, um sich gegenseitig zu schaden. Auf die Feindseligkeiten mit bewaffneter Hand, die wenigstens von Waffenstillständen und Friedensschlüssen begleitet waren, ist die Spekulation gefolgt, die nie ein Ende nimmt. Das nennt man heutzutage: „Auf dem Wege des Fortschritts marschiren.“ Man marschirt schon seit einem Säkulum; das ist unser moderner hundertjähriger Krieg.

\* Weisergefängnisse in Paris.

In den großen Geldherren dieser Zeit kann man auch den Baron von Inspruck rechnen. Die Wohlthätigkeitsbethätigungen des Barons von Inspruck sind zahllos und sprichwörtlich geworden. Er gehört zu jenen Wohlthätern, an deren gutes Herz man nie vergeblich appellirt, wie es so schön in den Zeitungen heißt. Er steht an der Spitze aller milden Stiftungen, hilft bei jedem Elend und lindert alle Katastrophen.

Die Ginen geben aus Prahlerei, damit ihre Namen und ihre Almosen veröffentlicht werden, die Anderen gehen berechnend zu Werke, um sich den Himmel zu gewinnen, wie etwa das große Loos; Der Baron von Inspruck giebt, um das Unglück abzuwenden und das Unheil zu beschwören. Nicht etwa, weil er Gewissensbisse empfindet. Er ist zu sehr ein Kind seiner Zeit, um sich einzubilden, daß das Gold, wie das Blut in dem Melodram, um Rache schreit. Er ist ein entschlossener Charakter und will mit seiner Freigebigkeit weder das Mitleid der Unglücklichen im Allgemeinen, noch die Verzehrung der Leute erkaufen, die er im Besonderen rümpelt hat. Er würde seine Spenden im Augenblick einstellen, wenn man sich einreden würde, es wären Abschlagssummen auf eine Zurückzahlung. Er liebt seinen Reichthum und schämt sich dessen nicht. Er leidet nicht unter seinem ungeheuren Vermögen, und wenn er darunter leidet, so ist es das zeitweise Friereln eines Hühnerauges, und der Schmerz ist zu ertragen. Doch jeder Zuwachs ist ihm eine Warnung, er entnimmt ihm Beobachtungen, denen er sich um keinen Preis entziehen kann und nach denen er seine Wohlthaten einrichtet.

Das Vermögen des Barons ist ein Hühnerauge, ein ungeheures Hühnerauge mit tiefen, zähen Wurzeln, die von den mannichfachen Verdiensten des Finanziers nur oberflächlich bedeckt werden. Uebrigens würde ihm dieser Vergleich selbst ganz gut gefallen, denn er erscheint durch seine Behandlungsweise und seine Erfahrung vollumfänglich gerechtfertigt.

Er hat nämlich thatsächlich bemerkt, daß die Säure seines häuslichen Lebens, seine Sorgen, sein geheimer Kummer stets und stündig mit der Vermehrung seines Ueberschusses im Verhältnis standen und daß sein Glück, seine Ruhe, seine Gesundheit oder die seiner Angehörigen jedesmal Ge-

fahr lief, wenn seine Kapitalien sich vermehrten. Der Baron von Inspruck kann sich auf sein Hühnerauge verlassen; es ist ebenso empfindlich, wie das wirkliche Hühnerauge. Wie manche Leute sagen: „Mein Hühnerauge schmerzt mich, es wird sicher regnen,“ so sagt sich der Baron nach einem glücklichen Börsenkoup: „Mein Vermögen vermehrt sich, es bedroht mich ein Unheil!“ Und seine Befürchtungen treffen fast immer ein.

Ist der Verdienst ein verhältnißmäßig geringer, so beruhigt sich der Baron und findet an Kleinigkeiten, an unbedeutenden Sorgen die Wichtigkeit seiner Beobachtung bestätigt. Hat er aber Millionen zusammengeschart, dann benrührt sich sein Geist und er zittert in der Erwartung eines unvermeidlichen Unglücks.

Er bemüht also seine Wohlthaten nach der Höhe seiner Verdienste, wie man einen schmerzhaften Auswuchs behandelt, je nachdem man mehr oder weniger darunter leidet. Das Hühnerauge vollständig auszubrechen, darauf hat er verzichtet, er hat nicht mehr den Muth dazu, und dazu ist es auch zu spät. Er muß sich auf eine zeitweise Linderung, auf eine vorübergehende Milderung beschränken, wie sie etwa ein Pflaster oder eine Kompresse gewährt. Manchmal gebraucht er auch ganz besonders kräftige Mittel, aber nur in außergewöhnlich bedenklichen Stufen. Dann erzählen die Zeitungen von seinen wohlthätigen Stiftungen, von einem Königl. Geschenk an die Armen, von großartigen Gaben für Kinder, alte Leute und Kranke. Er schickt nie unter hunderttausend Francs auf einmal, und obwohl das Mittel absolut unwirksam ist, kommt er doch immer wieder darauf zurück. Es ist eine Monomanie bei ihm geworden. Er leidet am Delirium der Philanthropie.

Das hindert übrigens nicht, daß das Uebel weiter um sich greift, und kann es auch nicht hindern, denn die Wurzel des Hühnerauges wird nicht angegriffen; der Patient kratzt sich nur ein bißchen oder schneidet ganz leicht an der Oberfläche. Nach dem Zusammenbruch der „Vereinigten Banken“, der dem Baron von Inspruck etwa zehn Millionen eingebracht hat, widmete er der Gründung eines Hospitals für Wöchnerinnen fünfshunderttausend Francs.

Drei Monate später starb seine Tochter, als sie einem Kinde das Leben schenkte.

Nach dem Krach der Caracas-Minen, die zwanzig Millionen in seine Brieftasche fallen ließ, spendete der Baron einer Irrenanstalt hunderttausend Francs.

Im nächsten Jahre wurde seine Frau wahnsinnig. Der Zusammenbruch der Gesellschaft zur Ausbeutung der Kolonialexpeditionen war ebenfalls recht einträglich: fünfzehn Millionen. Der Baron bestimmte sofort für die Verwundeten des Conflinkrieges einen hübschen Antheil an der Bente. Kurz darauf stürzte sein Sohn, ein Reserveoffizier, bei den Manövern vom Pferde und blieb sein ganzes Leben lang ein Krüppel.

Da die Mitgift seiner ältesten Tochter aus dem Kapitalien von drei bis vier verfrachteten Bankhäusern bestand, so spendete der Baron am Hochzeittage des Kindes fünfzigtausend Francs für kranke Arbeiter.

Kurze Zeit darauf erschöpfte sich sein Schwiegersohn aus Lebensüberdruß und Langeweile bei einer Schauspielerin.

Auch der Baron selbst ist nicht verschont geblieben. Nach der Gründung der australischen Kreditbank, die so über alles Erwarten glückte, spendete er an milde Stiftungen vierzigtausend Francs; vielleicht ist diese für ihn geringe Summe Schuld daran, daß er jüngst auf einer Jagd zwei Finger verloren hat. Das ist traurig, aber trotzdem fürchtet er, daß er mit diesen beiden amputirten Fingern nicht davontommen wird. Er fürchtet eine Vermehrung seines Vermögens; er weiß, daß sie unvermeidlich eintreffen und daß er daran zu Grunde gehen wird. Oft glaubt er in seinen schlaflosen Nächten eine Riesengestalt aus dem Schatten treten zu sehen, einen ungeheuren Hühneraugenoperateur in rothem Gewande. In seiner großen Händen blüht eine stählere Waffe und hochlachend grinst er:

„Ja, ja, guter Freund, Du weißt nicht, wie Du Dich dabei anzustellen hast. Da muß man radikale Mittel anwenden, wenn es auch schmerzhaft und die Wunde blutet. Ich werde Dich vollständig heilen. Aber ich sage es Dir vorher, Du hast zu lange gewartet und für Unglücksfälle steht ich nicht!“ —



**Am der Landstrasse.** Knapp vor der Straßeneingang ist der Schieferstein etwas abgeprängt und so Raum geschaffen worden für den Arbeitsplatz der Steinmetzen. Steinmetzen? Eigentlich nicht. Was an der Grenze von Thüringen und Franconien Osten trägt, ist in den Schiefer- und Steinmetzen als Stein- oder Erdbauer beschäftigt; und ist der Lohn auch nicht hoch, mehr verdient wird doch als beim Steinmetzen. So ist diese Beschäftigung für die älteren, alleinstehenden Frauen geblieben, die Witwen und alten Mädchen. Den ganzen Tag sitzen sie draußen an der Landstrasse und klopfen Schiefersteine. Der Wind geht hart auf der Höhe, und so haben sie das dicke Federzeug mit dem Kopf und Hals geschlungen, die Hände in Hüftgürtel gefaßt und so viel Mäde ausgezogen, als sie haben. Wer eine Schutzbrille hat, verwendet sie. Die Hände sind von einem mit Leder besetzten Handhandschuh geschützt; sie rührt den Stein, der Hammer schlägt zu: Tak — tak — tak — tak. Eine kleine Kasse, dann wird ein neuer Stein in Arbeit genommen. Und das Klappern geht den ganzen Tag. Unter Bild zeigt einige dieser Frauen. Bei Frauen fällt der Hammer von ziemlich hohler Regelmäßigkeit. Nichts kann sie hören, nichts aufhalten. Sie sind zu Klappern gezwungen, um Brot zu schaffen. Die alte hat den Hammer nicht lassen und blickt zu dem Kameraden hinüber, die ihr Kind trägt. Ihr Gesichtsausdruck ist gespannt. Sagen alle Erinnerungen in ihr auf? Was der Zeit, da ihr Mann noch lebte, ihre Kinder noch klein waren, die jetzt drängen in der Welt herum? ... Im nächsten Augenblick wird sie sich einen Schmeißer geben, sich zusammenreißen und weiter klopfen. Sie weiß, daß sie die Arbeit nicht aufgibt, wenn sie in der Arbeit zurückbleibt. Sie werden nach dem geliebten Camerado begehrt, und auf jede fällt der gleiche Theil. Und den ganzen Tag geht das Klappern, drängen

kein Schieferstein, wo die Frauen langes Brot aus harten Steinen schlagen. —

**Ein Opferfest der Sinai-Beduininnen** schildert Adolf Keller in seinem Buche „Eine Sinai-Fahrt“ (Frankfurt, J. Huber.). Ich wohnte einmal einem Opferfest am Marashügel bei. Große Felle waren ausgelegt, in denen Weiber und Kinder sich zur Reinigung des Opfermahles ritzten. Die Mehrzahl der Männer hatte sich vorher am Kloster, das sich in der Nähe des Hügels befindet, versammelt, wo ihnen feinfarbene Stücke eines grauen Brotes hinuntergeschoben wurden. Dann wurde ein Kameel, mit einem bunten Luch behängt, mehrmals um den Marashügel herumgeführt, worauf es im Angesicht des Hügels zum Niederfallen gezwungen wurde. Mit angehobenen Händen beizten die Beduininnen, die um das zitternde Kameel herumstanden, ein Gebet, in dem ich die Fataha zu erkennen glaubte. Nach dem Gebete wurde der Hals des Kameels zurückgebogen, ein Beduine mit scharf geschliffenem Schwerte trat hinzu und durchschnitt mit einem Streiche die Halsader des Kameels, so daß das Blut in starkem Strahle herausströmte und den Steinhaufen bespritzte, vor dem das Kameel kniete. Ich wagte nicht, ob dieser Steinhaufen zufällig da lag oder die Stelle eines Altars vertreten sollte, der zwar bei den Arabern wie die Beduinung hatte, als bei den Israeliten.

Das Thier verrückt hatte und alles Blut ausgefloßen war, wurde das Kameel in einzelne Stücke zerstückelt, die dann von den Beduininnen nach den Fellen getragen wurden, um dort zubereitet zu werden. Während der feierlichen Schlachtung standen die Weiber vor den Fellen in freudiger Aufregung. Manche von ihnen stießen ab und zu einen gelenden Ruf aus, der sich wie ein langer, schriller Kriller

aus der Nische, ululu . . . anhörte und an das hebräische Gittel erinnerte, woraus Galleusah geworden ist.

Während der Zubereitung des Mahles wurde ein Wettrennen veranstaltet. Es war ein prächtiger Anblick, die Beduininnen auf ihren schönen Reitkameelen vorbeizaloppeln zu sehen. Ihre Einladung zum Mahle konnte ich aus Mangel an Zeit nicht annehmen. Dagegen wurde ich nun um einen Wakschje bestimmt wegen der Photographie, die ich vom Felle lager aufgenommen hatte. Ich machte aber den großen, gebräunten Beduininnen begreiflich, daß es einem so großen Scheich wie ihm schlecht anstehe, zu betteln. Da ließ er geschmeichelt von mir ab und konstatirte, daß ich ein chawadja schätir, ein kluger Herr, sei.

Dafür drängten sich aber sofort die braunen Wüben an mich heran und verfolgten denselben Zweck durch freudliches Jureben. Es machte mir Vergnügen, in die rabenschwarze Nacht dieser schönen junfelnden Augen zu blicken und die kleinen, halb nackten Schlingen ein wenig zu katapultieren. Mir nicht einer von ihnen zu größerer Willigkeit stimmen wollte durch den Hinweis auf Allah, und ich ihn fragte, wo denn Allah sei, antwortete mir der jung Skeptiker unberzoren: munkin foql! vielleicht oben. Erst als ich der Wande bei dem Leben meines Vaters schwor, sie würden nichts bekommen, ließen sie mich in Ruhe. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW - 19, Beuthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**